den fortgesetzt von oben Kirschkerne auf sein Buch gespuckt. Nach längerem Suchen in den dichten Zweigen stellte sich heraus, daß es der kleine Schiller war, der diese Uebeltat vollbrachte. Unter hellem Lachen ahmte er seinem alten Lehrer nach: „Der Segen kommt von oben!“ — Der alte Pastor hieß den Jungen, vom Baum herabzukommen. Doch der kam nicht. Endlich holte man den Vater mit dem Rohrstock. „Nun erst recht nicht!“ schrie der junge Schiller von der Spitze des Baumes herunter und blieb da oben bis zur völligen Dunkelheit. Die Eltern kamen endlich mit der großen Leiter an, um ihren Schlingel herab zu holen, aber sie kamen der langen Zweige wegen nicht an ihn heran. Nach stundenlangem Hin und Her verlangte der kleine Schiller seines Vaters Ehrenwort, ihn nicht zu schlagen, wenn er herunterkomme; erst nachdem es gegeben war, kletterte er hinunter. Am nächsten Morgen kam der Knabe schon in aller Frühe mit dem Rohrstock in der Hand zu seiner Mutter und sagte: „Ich hab's verdient, — Du darfst mich schlagen, Mutterle, nur der Vater nicht. Bei ihm tut es so weh.“ — Das Mutterherz hieß ihn schnell den Stock zerbrechen, und beide warfen ihn vergnügt zum Fenster hinaus. —

Alexander von Humboldt kam in seinem zwölften Jahre einmal zu spät zur Schule. Er entschuldigte sich damit, daß Glatteis sei. „Sobald ich einen Schritt vorwärts machte, rutschte ich immer zwei zurück“, erklärte er seinem Lehrer. Auf dessen Frage, wie er denn überhaupt zur Schule gekommen sei, war er nicht einen Augenblick verlegen. „Ei“, sagte er ganz unverfroren, „ich drehte mich einfach um und ging nach Hause. Auf diese Weise glitschte ich dann langsam in die Schule!“ —

„Der Schüler erste Tugend ist die Pünktlichkeit.“ Das sind die Worte, die über dem Eingang zur Kadettenanstalt von Brienne stehen. Kam einer von den Zöglingen zu spät, so pflegte der gestrenge Erzieher seine Vorlesung augenblicklich abzubrechen. Nun kam es einmal vor, daß ein Kadett erst lange nach Beginn des Unterrichts erschien. Ohne ein Wort der Entschuldigung vorzubringen, ging er auf seinen Platz und ließ die sieben Kameraden, die vor ihm saßen, aufstehen. Der Lehrer war sprachlos angesichts dieser Unverschämtheit des Bengels. Eine Pause trat ein. Es schien die Stille vor dem Sturm zu sein. Doch es kam anders. Nach drei Minuten zog der Jüngling seelenruhig seine Uhr und forderte die Kameraden auf, sich wieder von den Sitzen zu erheben. Danach verließ er seinen Platz, und an der Tür drehte er sich um und sagte: „Verzeihung, ich glaubte, hier sei Unterricht. Nichts tun — kann ich bequemer in meinem Zimmer!“ — Sprach's und verschwand. Es war kein anderer als der sechzehnjährige Napoleon! —

Die gleiche Art zeichnete den großen Philosophen Schopenhauer in seinen jungen Jahren aus. Als jüngster Student verkehrte er in einem Stammlokal, wo alle Gäste ihn wegen des übermäßig langen Rockes, den er trug, schon sehr gut kannten.

Im allgemeinen war er schweigsam. Doch kam er einmal in Redefluß, dann ließ er sich nicht unterbrechen. — Einst diskutierte er lange mit seinem Nebenmann, als ihn sein Gegenüber plötzlich mit dem Hinweis unterbrach, die Asche von seiner Zigarre sei ihm auf den Rock gefallen. Der Redende ließ sich aber dadurch nicht stören, sondern rauchte und dozierte weiter. Als man ihn zum dritten Male wegen der Asche unterbrach, rief Schopenhauer ganz entrüstet: „Herr — seien sie endlich still und stören Sie nicht fortwährend meine Rede. Seit einer halben Stunde blicke ich auf den glühenden Ofen hinter Ihrem Rücken und sehe, wie Ihr Mantel dort versengt wird. Hab' ich Sie nur mit einem Wort deswegen belästigt?“ —

Den höchsten Grad von Jugendhumor erreichte wohl der von allen Wahrheitsliebenden am meisten gefürchtete Freiherr von Münchhausen. Er schilderte sein erstes Abenteuer im Leben folgendermaßen: „Ich war noch ziemlich jung, als ich in Afrika zu einer Kamelsjagd ausgeritten war. Nur mit einem 30 Meter langen Lasso ritt ich in die Wüste, ohne etwas zu fangen. Waffen hatte ich nicht. Nachmittags reite ich bei glühendem Sonnenbrand immer am Ufer des Nils entlang. Die Hitze war unerträglich, und so entschloß ich mich, ein Bad zu nehmen. Mein Pferd band ich an meinem Lasso an, und da am Ufer nicht ein Baum zu sehen war, wickelte ich mir die Schlinge des langen Strickes um den Leib. Ich hatte sie gut befestigt und ging ins Wasser, wo ich angenehm abgekühlt wurde. Doch plötzlich bekam ich einen fürchterlichen Schreck. Ein Riesenkrokodil kam näher und verschluckte mich. Das Tier war geradezu entsetzlich anzusehen, und ich schrie laut um Hilfe. Mein Pferd wurde dadurch aufmerksam. Vielleicht hat es mich in dem Bauche des Ungetüms verschwinden sehen. Kurzum, das treue Tier begann mit einem Male furchtbar am Strick zu ziehen und zog so das Krokodil, in dessen Leib ich steckte, ans Land. Sobald der Gaul das Teufelsvieh am Boden erblickte, wurde er scheu. Wie rasend sprang er in die Höhe und lief im wilden Galopp davon, als ob die Hölle auf ihn losgelassen wäre. In großen Sätzen jagte er zwei volle Stunden lang nach seinem Stall, fortwährend das Reptil mit mir in seinem Bauch an langer Leine mit sich schleifend. — Endlich daheim. Die Knechte stürzten alle aus dem Stall und sahen, daß das Krokodil jetzt tot war. Sie zerrten wie verzweifelt an dem Strick, doch da sie mich nicht aus dem Rachen ziehen konnten, so schnitten sie der großen Eidechse den Leib auf. Da stieg ich denn, zwar entsetzlich durchgerüttelt und geschüttelt, doch sonst ganz munter, wieder aus seinem Magen.

Krokodilstränen.

Von Dr. L. Franck-Cu.

Wem wäre der Ausdruck „Krokodilstr[illegible]“ nicht schon von frühester Jugend her bekannt? „Laß mir Deine Krokodilstränen.“ — Wie häufig bekamen wir das von unserem Vater zu hören, wenn uns bei dem oft gänzlichen Mißerfolg der Lateinarbeiten die ersten Tränenperlen über die Wangen rollten! Ob er wohl selbst wußte, daß dieser wuchtige Vergleich wirklich auf eine biologische Wahrheit gegründet ist?

Das Krokodil vergießt tatsächlich Tränen, und zwar stets, wenn es seine Beute verzehrt. Natürlich ist dieses Weinen kein Ausdruck seelischen Empfindens. Seine Tränen sind keine Mitleidstränen, sondern rein physischer Natur, und rühren daher, daß beim Verschlingen der Beute die Kinnbackenmuskeln auf die Drüsen drücken, welche die Tränen erzeugen. Nur aus diesem Grunde „weint“ die gefährliche Panzerechse bei ihren Mahlzeiten. Der so häufig gebrauchte Vergleich ist also sehr treffend, insofern er mit Krokodilstränen nur äußerliches, oberflächlich-scheinheiliges Weinen charakterisieren will.

Gibt es auch unter den Menschen Fälle, wo solche rein physischen Tränen geweint werden!

In diesen Tagen berichtete ein Arzt aus Minsk von einer Patientin, einem sechsjährigen Mädchen, das, sobald es Speisen zu sich nimmt, unwillkürlich mit dem rechten Auge zu weinen beginnt, also Krokodilstränen vergießt. Ihre rechte Gesichtshälfte ist allerdings gelähmt. Von diesem Weinen bleibt das linke Auge gänzlich unberührt und trocken. Umgekehrt aber verhält sich die Reaktion, wenn die Patientin Schmerzen empfindet, also seelisch leidet. Dann tränt ihr linkes Auge, während das rechte trocken bleibt.

Ein italienischer Naturschutzpark.

Das frühere königliche Jagdgebiet im Bergmassiv des Gran Paradiso wurde vor einiger Zeit mit allen Almen, Senn-, Jagd- und Schutzhütten im Gesamtumfange von 56 000 Hektar vom König von Italien dem Staate zum Geschenk gemacht. Dieser soll daraus einen Naturschutzpark schaffen, um so vor allem dem mit dem Aussterben bedrohten Steinbock eine sichere Zuflucht zu gewährleisten. Die untere Grenze dieses Tierschutzgebietes liegt bei etwa 1100 Metern, die Spitze des Gran Paradiso-Gletschers stellt mit 4062 Metern die höchste Erhebung dar. Gut gepflegte Nadelholzwälder, besonders Edel- und Weißtannen, Lärchen und Arven, ziehen sich bis zu 2200 Metern hinauf. Ihm folgen üppige Bergwiesen, dann Felsgebiet, Schneefelder und Gletscher. Etwa 50 Jagd- und Forstbeamte führen die Aufsicht über das herrliche Gelände. Der Wildbestand beträgt z. Zt. etwa 2500 Steinböcke und 1000 Gemsen, dazu kommen zahlreiche Murmeltiere, Schneehasen, Birk- und Schneehühner, Füchse, Iltisse, Marder, Wiesel und Hermeline. Endlich gibt es auch noch verschiedene Adlerhorste und solche von Lämmergeiern. Auch die Pflanzenwelt weist zahlreiche, anderswo nicht mehr auftretende Arten auf, so daß diesem Naturschutzpark in der Tat besondere Bedeutung zukommt. In Italien war es bisher um die Pflege der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt recht mangelhaft bestellt. Um so erfreulicher ist es, daß man auch hier jetzt dem Beispiele anderer Länder folgt und durch Schaffung dieses alpinen Naturschutzparks selten werdende Tiere und Pflanzen der Nachwelt erhält.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

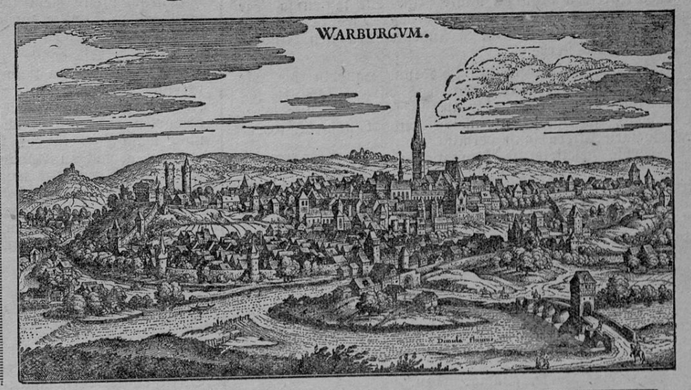
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 67 — 21. August 1929 — 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

20. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

„Sie sollen es wissen, Ihnen will ich es sagen. Eine Beichte will ich Ihnen ablegen — Sie sind eine Frau und werden mich verstehen. Es ist ja doch kein Verbrechen, einen Menschen zu bewundern und zu lieben!“

„Gewiß nicht. Sagen Sie mir alles.“

„Ich habe sie bewundert und geliebt — sie, diese herrliche, unglückselige Künstlerin! Aber von meinem Vater muß ich erst noch sprechen. Er verdammt und haßt alles, was zum Theater gehört. Er hat mir stets verboten, jemals hinzugehen, und er glaubt heute noch, daß ich den süßen Zauber der Bühne nie gefühlt habe. Vielleicht hat sein strenges Verbot mich gerade begierig gemacht auf das, was mir verwehrt bleiben sollte. Vielleicht war auch nur der heiße, glühende Schönheitsdurst in mir, der mich trieb. Ich bin gegangen, heimlich, unter allerlei Vorwänden — einmal, zweimal — oft und öfter. Eine Freundin half mir, daß es nicht entdeckt wurde. Und als ich einmal die Kunewka gesehen hatte, da gehörte meine Seele ganz nur ihr. Sie war mir die Verkörperung alles Herrlichen und Großen, die Muse, die Kunst in vollendeter Gestalt. Ich hätte gejubelt, wenn ich mein Leben für sie, für diese Göttin, hätte hingeben dürfen!“

„Aber wie kommen Sie zu dem Ring?“

„Ihre eigene Hand hat ihn mir gegeben, ihre schöne, geliebte, jetzt erstarrte, verwesende Hand. Ich habe sie besucht — o mein Gott, verraten Sie mich nicht! Mit unwiderstehlicher Gewalt hat es mich getrieben, die göttliche Künstlerin auch im Leben kennenzulernen. Wer so spielen konnte wie sie, der mußte ja doch auch ein großer und edler Mensch sein. Monatelang aber hielt mich doch die Furcht vor meinem Vater zurück — eine Schauspielerin ist für ihn stets eine Verworfene. Dann aber, als ich sie im „Faust“ gesehen hatte, als Glück und Verzweiflung von ihren Lippen über meine Seele dahingeflutet waren, da hielt es mich nicht mehr. Ich war bei ihr am Nachmittage ihres Todestages!“

Ein wildes Weinen brach wieder aus ihrer Brust, verstummte jedoch, als Hedwig fragte:

„Um welche Zeit waren Sie dort? Ich bitte Sie, sagen Sie mir alles genau.“

„Es war bald nach drei Uhr; ich stahl mich fort, als meine Eltern ihren gewohnten Spaziergang machten. In einem Blumengeschäft kaufte ich einen Strauß von gelben Rosen, den ich ihr bringen wollte. Meinen Mut gewaltsam zusammenfassend, betrat ich ihr Haus und stieg die Treppe hinauf. Ich erstickte beinahe vor Herzklopfen; es war mir, als wenn ich das Heiligtum einer Göttin betreten sollte. Sie war allein, sie öffnete mir selbst auf mein Läuten. Ich stammelte ein paar Worte von Bewunderung, Verehrung, bot ihr die Rosen. Ach, sie war gütig wie ein Engel gegen mich. Sie führte mich in ihr Boudoir, plauderte mit mir, gab mich mir selber wieder, daß ich ihr sagen konnte, was ich für sie fühlte. Sie lächelte mich an — oh, dieses Lächeln wird vor mir schweben in meiner letzten Stunde. Bevor ich ging“ —

„Waren Sie lange dort?“

„Vielleicht eine halbe Stunde, mir für ewig unvergeßlich, auch wenn die gräßliche Tragödie des Abends mir nicht jedes Wort vor ihr noch kostbarer gemacht hätte. Sie hielt, während sie sprach, meine Rosen in ihrer Hand und gab ihnen damit in meinen Augen den Wert eines Heiligtums. Darum bat ich zum Abschied um eine der von ihr berührten, geweihten Blumen zum Andenken an die herrlichen Minuten in ihrer Nähe. Sie lächelte und überlegte einen Augenblick; dann sagte sie: „Rosen verblühen und fallen ab. Sie sollen ein dauerhafteres Andenken von mir haben.“ Damit ging sie hinaus, kam aber schnell zurück und gab mir diesen Ring. Ich weigerte mich, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, sie aber drängte mich dazu mit den Worten: „Sie dürfen ihn ruhig nehmen. Er ist nicht übermäßig kostbar, und ich trenne mich gern von ihm. Ich erhielt ihn vor Jahren in Nürnberg von jemand geschenkt, von dem ich“ — damit brach sie ab, fügte dann aber hinzu: „Kurz und gut, ich freue mich, wenn er in Ihren Händen ist.“ Ich sträubte mich nicht länger, ich war überglücklich, solch ein Andenken von ihr zu erhalten. Ach, das Glück hat nur kurze Zeit gedauert — am nächsten Tage schon stürzte mich die Nachricht von ihrem Tode in Verzweiflung. Aber das war noch Schmerz ohne Angst. Mit ihr begann es, als die Nachricht über das Verschwinden des Ringes in die Zeitungen kam, dann gar die von der Verhaftung Ihres Herrn Gemahls, die möglicherweise damit in Verbindung stand. Ich habe keine ruhige Minute mehr gehabt seitdem, und nun bitte ich Sie, nehmen und verwahren Sie diesen unglückseligen Ring!“

„Lassen Sie mich ihn erst genau betrachten; er soll eine Inschrift haben —“

„Ja, ja, sehen Sie her! Die Buchstaben J. D. stehen darin und hier das Datum: 1. Januar . . . .“

„Es ist richtig, so stand es auch in der Zeitung. Aber wenn ich den Ring wirklich nehmen soll, dann bin ich verpflichtet, ihn der Polizei zu übergeben.“

„Ich habe gefürchtet, Sie würden das tun, aber trotzdem bin ich gekommen. Das eine nur bitte ich Sie: nennen Sie meinen Namen nicht. Mein Vater würde mir niemals vergeben, daß ich im Hause der Schauspielerin war."

„Ich will tun, was ich kann, um Sie zu schonen. Aber versprechen kann ich nichts. Und Sie sagten ja, Sie wären gern für die Kunewka gestorben. Dies ist auch ein Dienst, den Sie ihr und ihrem Andenken erweisen. Und er ist leichter als sterben."

„Für sie, ja, für sie will ich's tun. Handeln Sie, wie Sie müssen, ich will ertragen, was daraus kommt. Ich werde stark sein im Gedanken an die Tote. Und nun leben Sie wohl, gnädige Frau, meine Zeit ist um, ich werde von meinen Eltern sonst vermißt."

Hedwig geleitete sie freundlich zur Tür, dann eilte sie zurück ins Zimmer, um den Ring noch einmal zu betrachten.

„Du bist ein gutes Geburtstagsgeschenk, sagte sie leise. Zum ersten Male ging wieder ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht. Eilig kleidete sie sich zum Ausgehen an, verwahrte den Ring mit seinem Kästchen sorgfältig in ihrer Handtasche und verließ mit schnellen Schritten die Wohnung, um den Ring auf das Polizeibüro zu tragen.

Aber dieses Tages Ueberraschungen waren immer noch nicht erschöpft. Auf der Treppe kam der Postbote Hedwig freundlich grüßend entgegen.

„Haben Sie etwas für mich?"

„Nur eine Karte, gnädige Frau."

Nur eine Karte! Wie leichthin der Mann die Worte sprach. Nur eine Karte war es freilich, aber sie bedeutete Glück, Freiheit, Wiederherstellung eines zerstörten Familienlebens! Denn sie war von Rittners Hand, kam fernher aus der Oase Biskra, brachte Glückwünsche für Hedwig und erfüllte sie zugleich. Ein aufgepreßter Stempel nannte das Hotel, wo Rittner abgestiegen war, er selbst aber meldete, daß er nach ziellosen Irrfahrten dort wirklich einen Ort gefunden habe, wo ein sonnebedürftiger Mensch das Leben ertragen könne, daß er daher noch ein paar Wochen dort zu bleiben gedenke. Nun war die Verbindung mit ihm wiederhergestellt, er war zu erreichen, konnte Zeugnis ablegen für seinen Freund, Bruno mußte frei werden aus entehrender Haft!

Welch ein Geburtstagsgeschenk, welch ein Glück. Hedwig dachte kaum noch an den Ring, an seine schwärmerische Ueberbringerin. Sie eilte die Stufen so beflügelt hinunter, wie nur jemals in ihren Mädchenjahren, sie rief auf der Straße das erste Auto heran, das ihr entgegenkam, fuhr zum Telegraphenamt und entwarf ein langes Telegramm an Herrn Rittner, Hotel Monopol, Oase Biskra in Algier.

* * *

Hedwig war auf dem Wege zum Polizeibüro gewesen. Jetzt überlegte sie, soweit ihr die bebende Freude Fähigkeit ließ, ruhig zu überlegen. Wenn ihr Mann befreit wurde, konnte sie mit ihm sprechen, ob es nötig sei, den Ring wirklich der Polizei zu übergeben. Vielleicht konnte Fräulein Wesenmeier geschont werden. Vielleicht. Sie selbst war so glücklich, daß es ihr Bedürfnis war, auch andere glücklich zu sehen. Ein heller Jubel war in ihrer Seele, drängte sie vorwärts ihrem nächsten Ziele entgegen. So rasch als möglich nur jetzt Bruno von seiner Haftqual erlösen! Aber war dafür die Polizei die richtige Adresse? Schwebte nicht über der mächtigen Behörde noch der mächtigere Staatsanwalt?

Ein Ausspruch ihres Mannes fiel ihr ein: „Man muß immer gleich an die höchsten Instanzen gehen, wenn man etwas erreichen will." Das entschied. Sie hatte in der letzten, schweren Zeit häufig genug den Staatsanwalt Lüdemann erwähnen hören, um sich seines Namens genau zu erinnern. Auch seine Wohnung hatte sie durch ihren Mann erwähnen hören. Dorthin beorderte sie den Wagen, der vor dem Telegraphenamt auf sie wartete.

Sie hatte das Glück, den Staatsanwalt in seiner Wohnung zu treffen. Mit ritterlicher Liebenswürdigkeit kam er ihr entgegen, und auf seinem vollen Kindergesicht glänzte ein mildes Lächeln.

Hedwigs Hände zitterten sehr beim Vorholen der algerischen Postkarte und ebenso zitterte ihre Stimme beim Erläutern ihres Besuches und ihres Anliegens. Der Staatsanwalt nahm die Karte und griff nach einer Brille und entstellte durch sie sein Cherubsgesicht. Nachdem er die wenigen Zeilen sorgfältig durchgelesen hatte, gab er Hedwig die Karte zurück und sagte: „Das freut mich, freut mich sehr für Sie, gnädige Frau. Der Durchgänger ist also wirklich wieder aufgefunden worden. Sobald nun die nötigen Formalitäten erledigt worden sind, wird hoffentlich nichts mehr im Wege stehen, Ihren Herrn Gemahl seiner Familie zurückzugeben."

„Formalitäten?"

„Ja, — Sie dachten wohl, ihn auf diese Postkarte hin gleich mitnehmen zu können? So rasch geht es leider nicht bei uns. Vorher muß noch Verschiedenes erledigt werden. Zunächst müssen wir die Antwort auf Ihr Telegramm abwarten und wissen, ob der Herr — Rittner heißt er, nicht wahr? — in der Lage ist, die von Ihrem Herrn Gemahl gemachten Angaben über das Zusammensein der beiden am Abend des neunzehnten Februar zu bestimmter Zeit bestätigen und beschwören zu können. Ich hoffe zuversichtlich, daß er dazu imstande sein wird. Ich habe nur mit schwerem Herzen den Haftbefehl gegen Regierungsrat Düringer ausgestellt, und habe nie so recht an seine Schuld geglaubt."

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt, für Ihre Worte."

„Bitte sehr, gnädige Frau. Die eigentlichen Formalitäten fangen jedoch erst an, wenn Herr Rittner sich bereit erklärt hat, sein Zeugnis abzulegen. Er müßte dann entweder die Reise hierher machen, um an Ort und Stelle eidlich vernommen zu werden, oder es müßte kommissarische Vernehmung dort vor dem nächsten deutschen Konsulat, gleichfalls natürlich eidlich, erfolgen. Herr Rittner müßte sich selbstverständlich vor der betreffenden Behörde genau legitimieren, wozu er als Auslandreisender freilich wohl sicher imstande sein wird, weil er als solcher ohnedies einen Paß nötig hat. Alles das muß gemacht werden; allzu rasch wird sich die Sache, wie Sie sehen, also leider nicht abwickeln lassen."

„Und so lange muß mein Mann" —

„In Haft bleiben. Ja, gnädige Frau. Daran läßt sich leider nichts ändern. Ich will ihm aber gleich Mitteilung von der Auffindung seines Freundes machen lassen. Die Nachricht wird ihn hoffentlich erfreuen."

„Aber was kann ich tun, um seine Freilassung zu beschleunigen?"

„Ihrem ersten Telegramm an Herrn Rittner ein zweites folgen lassen, in dem Sie die zu erfüllenden Formalitäten, von denen ich sprach, hervorheben. Er wird sie selbst vermutlich kennen, aber gnädige Frau haben dann doch das Bewußtsein, alles getan zu haben, was in Ihren Kräften steht. Und solch ein Bewußtsein ist immer angenehm."

„Ich will es tun, ich will noch einmal zum Telegraphenamt fahren, der Wagen wartet unten. Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt."

Von Lüdemann zur Tür geleitet, ging sie rasch hinaus: Auf der Treppe kam ihr ein Herr entgegen, an dem sie vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu beachten, wenn er sie nicht gegrüßt hätte.

Hedwig erkannte mit einem Gefühl des Unbehagens den Polizeikommissar Brennert. Sie erwiderte zuerst seinen Gruß nur stumm, ein paar Stufen tiefer aber wandte sie sich zurück und sagte: „Herr Kommissar, ich habe heute eine Karte von Herrn Rittner bekommen und kenne nun seinen Aufenthaltsort. Ich habe die nötigen Schritte schon getan, daß mein Mann durch ihn von einem unwürdigen, auf ihn geworfenen Verdachte befreit wird." Stolz und Unwillen gegen den vermeintlichen Zerstörer ihres Glückes bebten in ihrer hellen, erhobenen Stimme.

Brennert aber nahm ihre Mitteilung mit ungekünstelter und unverhohlener Freude auf.

„Das ist ja schön, gnädige Frau, da gratuliere ich von Herzen. Wahrhaftig, das freut mich."

„Sie freuen sich darüber — Sie?"

„Warum nicht? Halten auch Sie den Polizeibeamten für einen Menschen, dem es Freude macht, Unheil zu stiften? Es wird unsereinem häufig schwer genug, seine Pflicht zu tun. Ihren Herrn Gemahl bald befreit zu sehen, würde mich aufrichtig freuen, und vielleicht wäre auch ohne die heutige Nachricht" — Er brach ab und fügte mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu: „Nun, es ist jedenfalls einfacher so. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau."

(Fortsetzung folgt)

Das Fensterchen des Kätchen Schäfer.

Skizze von Hermann Soller.

Es war ein mit scharlachroten Geranien ganz wundernett geschmücktes Giebelfensterchen, das Kätchen Schäfers Dachstübchen die liebe Sonne und ihr selbst den Ausblick auf den Frankfurter Domplatz gab. Und wenn Herrn Ellners Häuschen, wo die alte Näherin um ein Billiges untergebracht war, nicht zufällig an der Ecke des Kannegießergäßchens gelegen hätte, dann wäre es nie und nimmer zu dieser immerhin lustigen Geschichte aus der guten alten Zeit gekommen.

Man schrieb das Jahr des Heiles 1880, und der Berliner Architekt Lucae war mit seinem großen Plane zu Ende gekommen. Vor dem Bockenheimertor erhob sich der auch noch heute mit Recht angestaunte Wunderbau der Oper.

Der Besuch des alten Kaisers Wilhelm und seines Eisernen Kanzlers stand bevor. Und selbstverständlich war eine Besichtigung des Römers und der Krönungskirche vorgesehen.

Da klopfte es eines schönen Nachmittags an des fast siebzigjährigen Kätchen Schäfers bescheidene Altmädchentür. Und auf der Schwelle erschien ein eleganter Herr, wie er sich noch niemals in dieser Umgebung zum Besuche eingefunden hatte. „Womit kann ich Ihnen dienen?" stammelte Kätchen Schäfer. „Mit Ihrem Fenster, mein Fräulein," lautete die Antwort, „Dafür zahle ich jeden Preis!"

Zunächst einmal sperrte Kätchen Schäfer ob solcher Eröffnung Mund und Nase auf. Ihre Augen waren schon recht schwach geworden; sie las selten oder nie die Zeitung. Freilich von dem bevorstehenden kaiserlichen Besuche hatte auch sie etwas läuten gehört, wußte aber nicht recht, wo die Glocken hingen.

Nun kleidete der Herr sein Angebot in Zahlen. „Ich gebe also hundert Mark!"

Es war nur gut, daß Kätchen Schäfer sich wieder gesetzt hatte, sonst wäre sie glatt hingefallen. „Hundert Mark . . ." und sie nähte für zwei den lieben, langen Tag!

Der Elegant fuhr fort. „Meine einzige Bedingung ist die, daß wir während der Vorüberfahrt des kaiserlichen Zuges nicht gestört werden und daß ich die Zimmertür abschließen darf."

„Ich kann ja zu meiner Freundin Binchen Lapp hinüber gehen, die bewohnt die Nebenstube," sagte Kätchen.

„Gut. — Und der Einfachheit halber: Hier ist das Geld!"

Schon längst war der Elegant wieder gegangen, und noch immer stand Kätchen Schäfer wie vom Donner gerührt da. Was sie da zwischen den welken Fingern hielt, waren in der Tat hundert Mark.

Aber schließlich hatte sich auch Kätchen Schäfer gefaßt. So schlüpfte sie in die Nebenstube zu ihrer Freundin Binchen Lapp und erzählte ihr brühwarm den unerhörten Glücksfall. Und es mochte wohl in erster Linie Neid auf das so leicht verdiente schöne Stück Geld sein, was Binchen Lapp dazu veranlaßte, die Stirn in ernste Falten zu legen und zu sagen: „Du, da steckt etwas dahinter, Kätchen."

„Aber ich bitte Dich, was sollte denn dahinter stecken, Binchen?"

„Bist Du naiv, Kätchen! Das liegt doch auf der Hand. Der Kerl, der Dir die hundert Mark für das Fenster gegeben hat, ist ein Anarchist!"

„Ein Anarchist?" wiederholte Kätchen Schäfer voll Entsetzen. „Aber um Himmelswillen, was ist denn das, ein Anarchist?"

Nun ging es über das arme Kätchen her: „In welcher Welt lebst Du denn eigentlich, Kätchen? Liest Du denn gar nichts? Hast Du denn alles vergessen? Hm? Den Anschlag auf dem Niederwald und den Nobiling und den Hödel . . . und da fragst Du mich auch noch, was das ist, ein Anarchist?"

Kätchen Schäfer zitterte wie Espenlaub: „Was soll ich tun, Binchen?"

„Anzeige bei der Polizei erstatten, Kätchen!"

„Und meine hundert Mark?"

„Die wirst Du wohl zurückgeben müssen!"

Aus diesem niederschmetternden Bescheide Binchens klang die Schadenfreude an Kätchens Ohr. Die schönen hundert Mark! Die gaben Kätchen Schäfer Mut.

Darum sagte sie nun ganz resolut: „Der Herr sagte ‚Wir'!"

„Auch das noch," schrie da Binchen Lapp. „Er bringt also sicher noch einen mit!"

„Oder auch eine," meinte das Binchen geheimnisvoll.

„Jedenfalls könnten wir den Kerl und seine Spießgesellen" — so weit war es auch schon in Kätchens Phantasie gekommen — „beobachten, wir könnten ihnen auf die Finger sehen und im schlimmsten Falle das Attentat noch im letzten Augenblick verhindern."

„Aber wie denn das, Kätchen?"

„Von Deiner Stube aus . . . der Fensterladen . . ."

„Von meiner Stube aus, damit auch ich . . ."

„Ich gebe Dir auch . . ."

„Was gibst Du mir auch?"

„Deinen Teil!"

So kam die Sache auf den besten Weg, und die beiden Freundinnen wurden handelseinig.

Der historische Morgen brach an. Frankfurt prangte in Fahnenschmuck.

Kätchen Schäfer stand auf dem Posten und Binchen Lapp nicht minder. Kätchen vor der Tür ihres vermieteten Stübchens, durch deren Schlüsselloch sie spionierte, und Binchen am Fenster ihres Heimes, von dem aus der Laden des Nachbars zu erreichen war. Kätchen perlte der Schweiß auf der Stirn. Wahrhaftig! Die beiden Kerls in ihrem Zimmerchen waren bei der Arbeit. Und der Mensch, den der Elegant mitgebracht hatte, sah, soweit sie ihn durch das Schlüsselloch zu taxieren vermochte, ganz verboten aus.

Die Hochrufe des Publikums drangen an Kätchens Ohr, das Rollen der Gallakutschen, in deren einer Fürst Bismarck an seines Kaisers Seite saß.

Und da: Binchen hatte recht. Tausendmal recht! Nun hob der Elegant in ihrem Zimmerchen einen ihr unbekannten, aber verdächtigen Gegenstand auf das Fensterbrett.

Da stürzte sie hinüber zu Binchen und schrie: „Sie schmeißen eine Bombe, schlage den Laden zu!"

Der Laden des Fensterchens flog dem Operateur und seinem Gehilfen an die Nase, gerade in dem Augenblick, da sie den kaiserlichen Zug für die illustrierten Blätter im Bilde festhalten wollten.

„Zum Donnerwetter," schrie da eine Stimme. „Da soll man photographieren!"

Kätchen Schäfer jubelte: „Ich habe dem deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck das Leben gerettet!"

„Du? Ich . . ." verbesserte Binchen.

„Wir beide," gab Kätchen Schäfer kleinlaut zu. —

Die Geschichte hat noch ein gerichtliches Nachspiel gehabt. Der um seine Aufnahmen geprellte Herr van Bosch klagte auf Rückgabe seiner hundert Mark und auf Schadenersatz. Es kam zu einem Vergleich.

Humor der Jugend.

Erzählt von Karl Waldemar-Charlottenburg.

Humor läßt sich nicht lernen. Humor kann man nicht anerziehen. Er muß im Blute liegen, angeboren sein. —

Die bedeutendsten Menschen der Geschichte besaßen fast ausnahmslos eine gute Dosis gesunden Humors. Und wo er vorhanden war, da machte er sich schon in der frühen Jugend bemerkbar.

Schiller legte bereits als Knabe von 7 Jahren beredtes Zeugnis hierfür ab. In Lorch, dem „Paradiese seiner Kindheit", erteilte ihm der Pfarrer Moser Unterricht im Latein. Als der Knabe Schiller ihn dann zum ersten Male in der Kirche predigen hörte, beschloß er, auch Pastor zu werden. Zu Hause band er sich eine seiner Schwester gehörige lange, schwarze Schürze vor, die den Talar vorstellen sollte, und ging dann auf die Straße. Hier suchte er eine Menge Kinder um sich zu versammeln und begann im schwäbischen Dialekt und sehr salbadernden Ton zu predigen. Als er damit fertig war, verschenkte er an die umstehenden armen Kinder seine Schürze, Mütze und Jacke, auch seine Schuhschnallen, kurz alles, was nicht nie- und nagelfest war, denn er hatte sein ganzes Leben lang ein goldenes Herz. —

Pastor Moser saß mit Vorliebe unter einem großen Kirschbaum in seinem Garten und las. Eines Tages wur-